

## **Alles geschah über Nacht**

**Doris Fleischmann**

Der 28. Juni 1914 war ein strahlend schöner Sommertag. Überall in der Wiener Innenstadt waren gut gelaunte Menschen zu sehen, darunter viele Kinder, die ungeduldig die Schulferien herbeisehnten. Aber zunächst war für den darauffolgenden Tag ein katholischer Feiertag zu erwarten, nämlich Peter und Paul.

Ich saß an jenem Nachmittag zufrieden auf einer Bank im Wiener Stadtpark und las wohl zum hundertsten Mal den Brief des Insel Verlags, in dem man mir mitteilte, dass meine Gedichte im kommenden Herbst erscheinen werden. Ich hatte bereits Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften gehabt, aber ein eigener Gedichtband, und noch dazu im Insel Verlag – das sollte der lang ersehnte Ritterschlag für mich werden. Die warmen Sonnenstrahlen machten mich schläfrig. In der Ferne hörte ich eine Musikkapelle auf der Terrasse des Kursalons spielen, als plötzlich mitten im Takt abgebrochen wurde. Es dauerte eine Weile, bis ich vollkommen wach war und registrierte, dass etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein musste. Leute strömten an mir vorbei. Von meinem Platz aus konnte ich nichts sehen, aber neugierig geworden stand ich auf und ging zum Kursalon hinüber.

Vor einem mächtigen Lindenbaum hatte sich bereits eine riesige Menschentraube gebildet. Eine offizielle Depesche war dort ausgehängt worden, die ein älterer Mann laut vorlas: „Der Thronfolger Franz Ferdinand und seine Gemahlin, die zu den Manövern nach Bosnien gefahren waren, sind daselbst einem politischen Meuchelmord zum Opfer gefallen.“

Unruhe machte sich breit, aber niemand zeigte Tränen oder Trauer. Der Thronfolger und seine Gattin waren keineswegs beliebt

gewesen.

Ein paar Stunden später lachten die Leute bereits wieder und man hörte überall Musik. Als ich meine Freunde abends in unserem Stammcafé traf, meinten viele, es sei eine unerwartete, aber willkommene Tat gewesen, voraussichtlich würde nun Erzherzog Karl neuer Thronfolger werden, was unserem Land nur gut tun konnte. Ein paar Tage später wurde das ermordete Thronfolgerpaar in aller Stille auf Schloss Artstetten beigesetzt, es gab nicht einmal eine offizielle Trauerfeier des Hofes. Wenn die Zeitungen nicht darüber berichtet hätten, wäre das Begräbnis ohne jegliche Beachtung geblieben.

Am 29. Juni, dem Feiertag, zog ich meinen besten Anzug an und fuhr zum Flanieren nach Baden hinaus. Im Kurcafé traf ich zufälligerweise auf einen ehemaligen Schulkameraden, der in einer Hand ein Buch und in der anderen eine Zigarre hielt. Der Tisch vor ihm war reichlich gedeckt, obwohl er alleine war. Wir hatten ihn schon immer den Erwerbs-Zweig genannt, weil er alles was er haben wollte, sofort erwerben konnte. Mit einem Millionär als Vater schien nichts ein Problem für ihn zu sein.

„Ja schau, der Leitner“, grüßte er und bat mich Platz zu nehmen. Er hörte mir aufmerksam zu, nickte lobend, als ich von meinem baldigen Gedichtband erzählte, und lud mich dann wie in alten Zeiten zu einem Glas Wein und einer Jause ein. Er war immer schon ein arroganter Schnösel gewesen, aber zugleich so großzügig, dass man ihm nicht böse sein konnte. Er werde demnächst nach Belgien aufbrechen, meinte er zum Abschied, und mir blieb nur noch, ihm eine gute Reise zu wünschen. Er wollte sich mit dem belgischen Dichter Emile Verhaeren treffen, dessen Werke Stefan schon während seiner Studienzeit zu übersetzen begonnen hatte. Ich beneidete ihn um sein weltmännisches Auftreten und um seine vielen

Kontakte. Als hätte er meinen Blick auf seinem Rücken gespürt, drehte er sich noch einmal um und winkte mir zu. Keiner von uns beiden hätte in dieser Minute daran gedacht, dass wir unsere Welt über Nacht bald nicht mehr wiedererkennen würden. Kurz darauf begann der Juli, und mein Unbehagen wuchs täglich, sobald ich die neuesten Zeitungsschlagzeilen gelesen hatte.

Am 23. Juli saßen mein Stiefvater, der Ministerialrat in Ruhe, und ich am Frühstückstisch, und ich las die fett gedruckte Überschrift in der Zeitung: „Österreich-Ungarn stellt Serbien ein Ultimatum. Wenn nicht alle Hintermänner des feigen Attentats innerhalb von 48 Stunden belangt werden, kommt es zum Krieg.“

Der Appetit war mir daraufhin gründlich vergangen, obwohl ich nichts zu befürchten hatte. Wegen einer Asthma-Erkrankung war ich als untauglich eingestuft worden.

Serbien lenkte überraschenderweise sofort ein. Eigentlich gab es keinen Kriegsgrund mehr, aber selbst in meinem Stammcafé wurde hitzig darüber diskutiert, was nun geschehen sollte. Bald waren nur mehr wenige im Bekanntenkreis, die einen Krieg fürchteten. Im Gegenteil, mein Freund Uriel, dem eine glänzende Karriere als Maler bevorstand, meinte, der Krieg wäre Gottes Wunsch und Wille. Er freute sich auf diese Ehre. Viele meiner jüdischen Freunde waren Reserveoffiziere und standen treu zum alten Kaiser. Was mich aber noch mehr befremdete als diese plötzlich aufkommende Kriegslust, waren Schriftsteller wie Gerhard Hauptmann, die Hymnen auf einen möglichen Krieg schrieben. Sie freuten sich auf eine reinigende Apokalypse, wie sie es nannten. Mir schwirrte der Kopf. Ich konnte den Reimen Krieg auf Sieg oder Not auf Tod überhaupt nichts abgewinnen.

Am 28. Juli erklärte Österreich-Ungarn dem Königreich Serbien den Krieg. Angeblich hatte es einen bewaffneten Zwischenfall an der serbischen Grenze gegeben. Dann ging es Schlag auf Schlag. Jeden Tag trat ein weiteres Land in den Krieg ein. Ich hatte bald den Überblick verloren. Obwohl ich in den ersten Kriegsmonaten in Wien nicht viel mitbekam – außer es kam Feldpost von Freunden, aber auch diese war anfangs nur euphorisch – zog ich mich soweit es ging aus dem öffentlichen Leben zurück. Es kam nicht selten vor, dass mir meine Untauglichkeit vorgeworfen wurde, einmal wurde ich aus diesem Grund von zwei betrunkenen ehemaligen Schulkollegen auf der Straße verprügelt. Sogar meine Huren, die mich schon seit Jahren kannten, machten sich über mich lustig. Sie möchte lieber einen richtigen Mann im Bett haben, meint Rosa, und nahm einen verdreckten, das Gesicht von der Sonne gegerbten vierschrötigen Kerl an der Hand, und verschwand mit ihm in ihrem Zimmer. An die Frechheiten, die mir Fini und Marie ins Gesicht sagten, möchte ich gar nicht mehr denken. Ich betrat dieses Etablissement, wo ich in den letzten Jahren viel Geld gelassen hatte und das zu meinem zweiten Wohnzimmer geworden war, niemals wieder.

Aber je länger der Krieg dauerte, desto mehr vernachlässigte Frauen gab es in der Stadt. Ein Freund nahm mich eines Tages in eine Privatwohnung mit, wo man mit verheirateten Damen verkehren konnte. Alles sehr diskret natürlich. Es durften keine Namen genannt werden, das war Voraussetzung, und es gab zwei Eingänge, um keinen Verdacht zu erregen. Im Herrenwartzimmer ging es meist sehr ausgelassen zu, und ich schloss wertvolle Freundschaften, auch den Verleger meines ersten Romans lernte ich dort kennen. Noch Jahre später musste ich verstohlen schmunzeln, wenn mir bei einer Gesellschaft ein Herr seine Gemahlin vorstellte, und ich in ihr eine der Damen von damals wiedererkannte. Aber natürlich ließ ich

mir nichts anmerken.

Je näher Weihnachten kam, umso unruhiger wurden die Menschen. Mittlerweile kannte fast jeder irgendeinen Soldaten, der im Krieg gefallen oder zumindest schwer verletzt worden war. Die österreichisch-ungarische Armee war vor allem am Balkan, besonders in Bosnien, aber auch in Galizien im Einsatz. Mein Freund Uriel schickte mir Zeichnungen von der Ostfront, wo er stationiert war. Ich erschrak zutiefst. Die Apokalypse schien bereits begonnen zu haben. Anfangs habe er den Anblick der erhängten Feinde und Spione nur schwer ertragen können, schrieb Uriel, aber mittlerweile wisse er, dass es eine gerechte Sache sei, Gott unterstütze diese Säuberungen.

In der Stiftgasse trag ich eines Tages Zweig wieder. Ich hätte ihn fast nicht wiedererkannt. Er war in Uniform und kam federnden Schritts aus der Stiftskaserne. Wir begrüßten uns, und er erzählte mir, dass er seit 1. Dezember im Kriegsarchiv arbeitete. Ginzkey wäre sein Vorgesetzter, und Rilke und Csokor seien auch mit von der Partie. „Wir sind die Literaturabteilung im Kriegsarchiv“, lachte Zweig. „Hör mal, Leitner, uns fehlt noch ein kleiner Dichter.“ Er zwinkerte mir zu und ging davon. So ein arroganter Schnösel, ärgerte ich mich, aber bald darauf stellte ich doch ein Ansuchen, trotz meiner Untauglichkeit. Ich legte ein Exemplar meines Gedichtbandes und ein Exposé meines Romanprojekts bei, und zu meiner Überraschung wurde ich genommen. Erst viel später erfuhr ich, dass mein Stiefvater, der Ministerialrat in Ruhe, intervenierte. Wahrscheinlich hatte er meine Untätigkeit nicht mehr länger ertragen können, wegen des Geldes konnte es nicht gewesen sein.

Eine unserer Arbeitsaufgaben im Kriegsarchiv war es, Belohnungsanträge für Orden in gut lesbare Geschichten umzuwandeln, außerdem gaben wir den Almanach „Unsere

Offiziere“ heraus. Wir schrieben natürlich auch Berichte über jene Schlachten, in denen Österreich-Ungarn erfolgreich war. Aber die meiste Zeit diskutierten wir unsere neuesten literarischen Texte und Möglichkeiten für Veröffentlichungen.

Das Jahr 1915 brachte keine militärischen Entscheidungen. Im Mai erzählte mir ein Freund in unserem Stammcafé, dass Uriel an der Ostfront gefallen war, und zwar gerade in jener erfolgreichen Schlacht, über die ich tags zuvor einen hymnischen Artikel geschrieben hatte. Ich meldete mich sofort krank. Am 22. Juni las ich in der Zeitung, dass wir Lemberg von den Russen zurückerobert hatten, aber da war der Leichnam Uriels längst nach Wien zurückgebracht und begraben worden. Für den Rest des Krieges verfiel ich in Agonie. Drei Jahre lang konnte ich keinen einzigen Satz sprechen oder schreiben. Der Ministerialrat in Ruhe besorgte mir eine hübsche böhmische Pflegerin, meine geliebte Mila.

Am Sonntag gingen wir beide Hand in Hand in den Prater und besichtigten die neuesten Attraktionen: die künstlichen Schützengräben, das romantische Feldlazarett und die spektakuläre Marineabteilung. Die Kriegserklärung und der Unterseebootsangriff waren die beliebtesten Vorführungen, dazu spielte noch schmissige Militärmusik. Selbst Doktor Freud, zu dem mich mein Stiefvater geschickt hatte, konnte mir nicht sagen, wer verrückter war, ich oder die Welt.

Am 11. November 1918 um 4 Uhr morgens starb mein Stiefvater, der Ministerialrat in Ruhe, und eine Stunde später wurde der Waffenstillstand unterzeichnet. Der Krieg war vorbei. Ich las Mila laut aus der Zeitung vor. Dann setzte ich mich an meinen verwaisten Schreibtisch und nahm Papier und Stift zur Hand.

„Hör mal Leitner, uns fehlt noch ein kleiner Dichter“, hörte ich in der Ferne einen arroganten Schnösel sagen.

„Alles geschah über Nacht“ erschien in der Anthologie „Pilum Literaricum. Literatur aus Österreich 2/2014“ im Pilum Literatur Verlag im Oktober 2014, ISBN 978-3-90296007-8.